
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 261. Bromberg, den 15. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit angespannten Muskeln und ohne ein Glied zu rühren, verharrte der Marchese in seiner geduckten Stellung. Nur seine Rechte umspannte den Griff des Dolches fester, denn er mußte nun darauf gefaßt sein, jeden Augenblick von Using entdeckt zu werden. Aber da ließ dieser sein Haupt wieder auf das Lager zurücksinken, und kurz darauf zeigten seine Atemzüge, daß er wieder in einen unruhigen Schlaf gesunken war.

Schnell entschlossen kroch der Marchese nun bis dicht an das breite Bett und schob die Schachtel mit der Fleischpuppe darunter, bis ganz hinten an die Wand. Dann schlich er so leise, wie er gekommen, wieder aus dem Zimmer.

Im Erdgeschoß angelangt, ermahnte er den Wirt, dem der Zweck dieses unheimlichen Besuches völlig unklar geblieben war, nochmals unter den schlimmsten Drohungen zur Schweigsamkeit und verließ dann mit seinen beiden Spießgesellen das Haus.

„Man hätte denken können, der Tedesco sähe im Traume, was in Wirklichkeit mit ihm geschehen; so kläglich hat er im Schlafe geächzt", sagte der Marchese mit einem teuflischen Grinsen, als sie wieder auf der Straße standen. Aber dann wandte er sich nochmals dem Hause zu, schüttelte die Faust gegen das Fenster des Schläfers und zischte mit haßverzerrtem Munde: „So, mein Freundchen! Davon hilft dir kein Doktor mehr!"

7.

Seit Carmela damals als dreizehnjähriges Kind von ihrem Bruder zu Don Filippo gebracht worden war, um lesen und schreiben zu lernen, war der Priester ihr väterlicher Freund geblieben und er hatte dem aufgeweckten Mädchen im Laufe der Jahre noch mancherlei beigebracht: Rechnen, ein wenig Geschichte und Erdkunde, das Wichtigste von der Naturgeschichte — und vor allem einen klaren Begriff von dem Wesen der christlichen Religion. So übertraf Carmela immerhin, so lückenhaft ihr Wissen auch war, die meisten Personen ihrer Umgebung an Kenntnissen. Nur auf zwei Gebiete ihrer Gedankenwelt hatte Don Filippos Unterricht fast gar keinen Einfluß ausüben können: auf Carmelas Aberglauben und auf ihre Bewunderung für alles, was Raffaele betraf. Und der Priester war klug genug, ihr hierin nicht zu scharf entgegenzutreten: Wußte er doch, wie tief der düstere Zauber- und Geisterglaube im Seelenleben seiner Landsleute von altersher gewurzelt war und wie leicht die zu voreilig Aufgeklärten geneigt waren, auch jeden relegiösen Glauben an höhere Mächte mit über Bord zu werfen. Mit einer zu unfreundlichen Beurteilung Raffaeles aber fürchtete er, sich Carmelas Vertrauen zu verscherzen, und er vermied es daher nach Möglichkeit, sich über die Eigenschaften und den Lebenswandel dieses berüchtigten Camorristen zu äußern.

So war Don Filippo in vielen Dingen Carmelas Berater geblieben; obgleich sie nicht zur Gemeinde von San Giovanni Maggiore gehörte, pflegte sie zu ihm in die Beichte zu gehen, und auch nach ihrem verzweifelten Abschied von Using war sie in ihrer Herzensnot schließlich zu dem Priester gelaufen und hatte ihm unter Schluchzen von ihrer Angst und ihrem Schmerz um den heimlich Geliebten erzählt.

Don Filippo hatte die Verzweifelte, so gut es gehen wollte, getröstet: Er hatte ihr versprochen, nachzuforschen, wohin sich Using gewendet habe und ihm dann brieflich über Carmela und ihr Verhalten Aufklärung zu geben. Am nächsten Tage sollte sich Carmela wieder um die gleiche Stunde bei dem Priester einfinden und sich über den Erfolg seiner Nachforschungen Bescheid holen.

Sie verbrachte eine fast schlaflose Nacht und einen schier endlosen Tag in verzehrender Ungeduld. Endlich kam der Abend, und sie machte sich wieder auf den Weg zu dem Priester. Eine unerträglich lange Stunde hatte sie noch in seiner Wohnung zu warten, denn Don Filippo war nach der Abendmesse von anderen Schutzbefohlenen in der Kirche noch aufgehalten worden. Aber nun hörte sie seine schweren Tritte auf der Treppe und eilte ihm entgegen. Hastig beugte sie sich über seine Hand und fragte dann atemlos:

„Wart Ihr dort, Don Filippo? Habt Ihr erfahren, wohin er abgereist ist?"

„Ja, Kind, ich war dort. Komm nur herein, damit ich dir alles in Ruhe erzählen kann", erwiderte der Priester, während er sie bei der Hand nahm und in sein kleines Studierzimmer führte. — Nachdem er sich vergewissert, ob auch seine neugierige und klatschsüchtige Haushälterin nicht in der Nähe sei, schloß er die Tür, ließ sich in seinen bequemen Arbeitssessel sinken und winkte Carmela, sich zu setzen. Dann begann er: „Ich war also heute gegen Mittag in der Via San Biagio dei Librai bei Signor Porpora, um zunächst zu erfahren, wohin der Österreicher abgereist sei. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich aber, daß er die Wohnung noch inne hat; und zwar ist er . . ."

„Was sagt Ihr? Signor Raimondo hat Neapel nicht verlassen?" Carmela war entsetzt emporgefahren. „Mein Gott! Nun ist es zu spät! Der Marchese wird ihn töten! Er wird ihm heute abend an irgendeiner Straßenecke . . ."

„Ruhig, Carmela, ruhig! Vorläufig ist keine Gefahr, denn Herr Using kann gar nicht ausgehen. Er ist nämlich krank."

„Santa Maria! Er ist krank? Was fehlt ihm? Ist es etwas Schlimmes? Habt Ihr ihn gesprochen, Don Filippo? Und habt Ihr ihm nicht bestätigt, in welcher furchtbaren Gefahr er hier in Neapel schwebt?" Die Fragen folgten einander so schnell, daß dem Priester gar keine Zeit zum Antworten blieb.

„So laß mich doch erzählen, Kind, und höre einmal still zu", beschwichtigte er die Erregte. „Ich konnte den Herrn gar nicht sprechen, denn er hat sehr hohes Fieber und ist nicht ganz klar bei Bewußtsein."

Vogelscharen und Einzelgänger.

Von Selmar Reinhold Fenk = Erfurt.

Wenn man im Herbst und späterhin durch die Felder wandert, dann wird man immer wieder auf Schwärme von allerlei Finken und Ammern stoßen; häufig sind Feldsperlinge, zuweilen auch Hausspatzen und Lerchen dazwischen. Ganze Scharen der letzteren trifft man denn auch im Herbst und Frühling. Daß die (wohl eigentlich zu den Webern gehörenden) Sperlinge Gesellschaftsvögel sind, wissen wir, wissen aber ebenso gut, daß die eigentlichen Finken und die Lerchen zur Brutzeit zu den Einzelgängern zählen, d. h. für sich und ihre Familie ein hartnäckig behauptetes Brutrevier innehalten.

Hier klafft ein scheinbarer Widerspruch. Wie erklärt er sich?

Nun, ganz einfach. Im Herbst ist für diese Samenfresser die Geselligkeit vonnöten. Was der einzelne nicht sieht, erschaut einer von vielen. Alles mag schneebedeckt ringsum sein, ein samentragendes Unkrautstengelchen ragt daraus hervor, aber wo eins ist, sind viele, ist Sättigung für eine ganze Schar und für eine Reihe von Tagen. Obendrein wird als Naturaufgabe das Zuviel des Unkrautsamens vernichtet. Dann streicht man weiter, die Entdeckung des einen kommt allen zugute. Außerdem eräugt eines von vielen Augenpaaren leichter den Feind, den Verderber Sperber oder den Zwergfalken Merlin, der mit den Bergfinken vom hohen Norden zu uns gekommen ist. Umgekehrt kann man nun freilich sagen, daß es für den Merlin leichter ist, aus einer leckeren Schar von 30 Stück Beute zu machen, als ein einzelnes Stück zu erhaschen. Auch das ist richtig. Schwächlinge, Ermattete, gibt's eben zwischen jedem Trupp, und die Raubvögel haben ja die wichtige Aufgabe der Auslese. Aus Feinden werden damit Freunde, die Natur liebt oft scheinbar grausamen Scherz.

Genau so ist's mit dem naturwichtigen Handwerk der Drosselscharen im Herbst. „Die durchwandernden Drosseln werden für den Wald dadurch so nützlich, daß sie zu einer Zeit, wo die schädlichsten Schmetterlinge, namentlich die Forleule und der Kiefernspanner (Noctua piniperda, Geometria piniaria) als Puppen oder Raupen im Laube bzw. unter den abgefallenen Nadeln versteckt liegen, sehr zahlreich den Laub= und Nadelteppich durchstöbern und diese Erdmast verzehren. Sie halten sich darum vorzugsweise an solchen Stellen auf, wo der Boden die reichste Nahrung beherbergt, wo also die größte Gefahr eines starken Raupenfraßes droht", sagt vortrefflich der große Forstschriftsteller Bernard Altum.

Eine ganz ähnliche Aufgabe haben unsere Störche im Morgenlande und in subtropischen Gefilden. Aus Palästina wird berichtet, daß dort zur Zugzeit für Tage ganze Striche mit Störchen förmlich besät seien, die, über Hügel und Tal, Feld und Sumpf in Abständen verbreitet, die Reptilienernte einheimsen. Aus Südafrika wurden uns beringte Störche als Bekämpfer der Heuschreckenplage gemeldet. Die letztere Feststellung war freilich nur möglich, weil die einen an vergifteten Heuschrecken zugrunde gegangen waren, andere der Kugel oder einem Kaffernpfeil zum Opfer fielen. Undank ist des Menschen Lohn! Sind auch bei uns zulande Storchscharen zur Zugzeit bekannt und als Mäusetilger erwünscht, so brütet der Storch nur da, wo ihm der Tisch reichlich gedeckt ist, ausgedehnte Sumpfwiesen und Brüche vorhanden sind, zu mehreren, sonst aber nur in Einzelpaaren; ja die weitaus meisten Dörfer besitzen den sagengefeierten Kinder= und Glücksbringer überhaupt nicht mehr.

Das letztere Beispiel zeigt uns zugleich, warum wir die genannten Vögel zur Strich= und Zugzeit in Herden treffen, obwohl sie zur Brutzeit nur vereinzelt in Paaren hausen, die ein bestimmtes Nahrungsgebiet brauchen. Es ist kaum die Eifersucht aus Liebe, sondern die um des Gedeihens der Nachkommenschaft halber, die sie so grantig macht, jeden Eindringling gleicher Art bekämpfen heißt. Denn sehen wir beispielsweise die Buchfinken in unseren Gärten und Parks, so hat jedes Paar in den Waldungen abgegrenzt sein Standgebiet. Warum: Weil daselbst auch zur Brutzeit in vielen Paaren die Nahrungsquellen weit spärlicher fließen als in den Anlagen (namentlich den Restaurationsgärten), woselbst der Mensch bewußt und unbewußt dauernd spendet. Aus letzterem Grunde besteht von altersher auch die Vergesellschaftung der Spatzen über das ganze Jahr hin. Hänfling und Grünling, fast ausschließlich Körner= und Knospenfresser, füttern ihre Sprößlinge entsprechend und können deshalb zur Brutzeit enger beieinander wohnen; nicht aber können es die Vogelarten, die (mindestens zur Fütterung ihrer Jungen) Kerbtiere benötigen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Gibt's bei ersteren Zank und Streit, so ist's tatsächlich ein Liebeskampf, bei den anderen geschieht's meist zur Verteidigung des für das ansässige Paar unbedingt nötigen Futtergebietes.

Aus Gesagtem erhellt der Grund des unterschiedlichen Verhaltens der genannten Vogelarten. Außerhalb der Brut=, zur Wander= und Strichzeit, ist eine Zusammenscharung nützlich für die Individuen, nötig zur Erfüllung von Naturaufgaben; zur Brutzeit dagegen muß jedes Paar sich ein bestimmtes Gebiet reservieren, um die Nachkommenschaft großzubringen.

Nun sehen wir freilich eine ganze Anzahl Vögel in Kolonien oder ziemlich dicht beieinander nisten, wie beispielsweise die Schwalben und Segler. Hier walten eben ganz ähnliche Verhältnisse ob, wie bei den zur Herbstzeit sich scharenden Einzelgängern. Schwalben und Segler sind Meisterflieger mit rapider Geschwindigkeit. Ist das nahrungspendende Mückenspiel in der Nähe des Brutplatzes infolge dauernd kalten regnerischen Wetters auf Tage vorbei, dann finden wir sie oft meilenweit abseits massenweise tief über den Gewässern jagen. Auch die erst vor einigen fünfzig Jahren bei uns heimisch gewordenen Wacholderdrosseln nicht als ursprüngliche Kolonisten bei uns an günstigen, mit Wiesen und Wasser gesegneten Stellen in Scharen, weil dort der Tisch reichlich gedeckt ist; in kleinen Auwäldern aber wird man meist nur ein oder einige Paare entdecken.

Überreichliche Speise bietet das Meer und namentlich der von ihm beschickte Meeresstrand seinen Ansitzern, den Möven, Lummen, Seeschwalben und anderen, so daß auch sie in Kolonien nisten können. Flüsse und Bäche geben einem Eisvogelpaar zur Lenz= und Sommerszeit bezirksweise Nahrung genug, sofern das Kerfen= und Fischleben nicht durch giftige Fabrikeinläufe mehr oder weniger vernichtet ist. Die flüggen Jungen aber müssen sich ihre eigenen Wege suchen. Bald trennen sich auch die Gatten, denn „wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Pferde!"

Das wäre so das Hauptsächliche, was über die herbstliche Scharung, die Wiedervereinzelung der Vogelschwärme zu beginnender Brutzeit zu sagen ist. Die Natur ist ein Buch mit sieben Siegeln, aber es ist überall reizvoll, solche ein wenig zu lösen und in dem nicht mit Worten, aber mit Weisheit geschriebenem Dokument von Liebe und Leben, vom Werden und Vergehen zu lesen.

Trost.

Ach, wie langsam schleichen doch die Stunden
Wenn man krank darnieder liegt.
Leidvoll und verzagt wird es empfunden,
Wenn der Schmerz das Denken ganz besiegt.

Und wir zweifeln wohl an Gottes Güte,
Weil so Schweres uns ward auferlegt,
Und — wie wär' es anders möglich? —
Tiefer Kummer uns bewegt.

Aber auch die Leidensstunden
Sind uns weise zugeteilt;
Daß wir's lernen, dem entsagen,
Das so schnell von dannen eilt,

Daß wir unser Denken — Fühlen
Lenken hin zur Ewigkeit,
Daß wir nach Vollendung streben —
Reifen für die Erntezeit!

Maria Swensitzky.

„Gütiger Himmel! Muß er sterben? Sagt mir die Wahrheit, Don Filippo! Lebt er noch?" Carmela war auf die Knie gesunken und rang die Hände verzweifelt flehend gegen den Priester.

„Nein, nein, — es ist noch nicht so schlimm. Ich habe den Arzt gesprochen. Vorläufig ist keine Lebensgefahr vorhanden."

„Aber es sterben so viele Fremde hier in Neapel am Fieber!"

„Bete nur fleißig zu Gott und zur Madonna, daß sie ihn bald gesund machen", tröstete Don Filippo. „Und damit dem Herrn nach seiner Genesung nichts von seiten des Marchese zustoßen kann, habe ich einen Brief für ihn hinterlassen, den ihm sein Wirt geben soll, sobald es ihm wieder besser geht. Ich habe Herrn Using darin gewarnt, auszugehen, ehe er nicht mit mir Rücksprache genommen hat und ich ihn wieder besucht habe. Und der Arzt hat mir versprochen, mich über das Befinden des Kranken auf dem Laufenden zu halten. Ich werde den Herrn dann, wenn er erst wieder gesund ist, über alles aufklären und nötigenfalls dafür sorgen, daß er unter polizeilichem Schutz aus Neapel hinausgeleitet wird."

„O, wie gut Ihr seid, Don Filippo!" rief Carmela erleichtert aus und küßte dem Geistlichen die Hände.

Aber Don Filippo wehrte ihr und fuhr nachdenklich fort: „Am besten wäre es schon, ich könnte mit deinem Bruder über die Sache sprechen. Aber er wird ja wohl von der Polizei gesucht und darf sich nicht nach Neapel wagen?" — Und da Carmela schweigend den Kopf senkte, fuhr der Priester fort: „Falls Raffaele zugibt, daß du den Österreicher heiratest, ist dieser doch auch vor jeder Gefahr für sein Leben sicher. Soviel mir bekannt ist, hat dein Bruder doch einen großen Einfluß in seinen Kreisen."

Carmela hatte plötzlich den Kopf gehoben und den Priester erstaunt angeblickt. „Ihr irrt, Don Filippo", sagte sie dann leise. „Daß mich Signor Raimondo zu seiner Frau macht, — das ... das kann gar nicht in Frage kommen."

„Wie? Was soll das heißen? Ich denke, er hat dir gesagt, daß er dich über alles liebt? — mehr als sein eigenes Leben?"

„Ja, Don Filippo, das hat er gesagt. Aber daß ... daß ich seine Frau werden sollte, davon ... hat er nicht gesprochen, weil das unmöglich geht; denn Signor Raimondo ist ..." Carmela zögerte fortzufahren.

„Nun, so rede doch!" drängte der Priester gespannt.

„Ich habe ihm versprechen müssen, es niemand in Neapel zu sagen", fuhr Carmela fort. „Aber Euch, Don Filippo, darf ich es doch wohl erzählen. — Signor Raimondo ist kein gewöhnlicher Maler, — so wie die vielen, die aus dem Norden hierher kommen. Er ist Offizier in dem vornehmsten Regiment in Wien und ein Graf, — einer aus dem ältesten Adel seines Landes. Und wenn er gar erführe, daß Raffaele ... Camorrist ist, dann — würde er mich wohl auch ... noch dazu verachten, denn er ... verabscheut die „schöne und geehrte Gesellschaft"!" Mit den aufsteigenden Tränen kämpfend, hatte Carmela die letzten Worte nur noch mühsam hervorgestoßen, und nun brach sie in verzweifeltes Schluchzen aus.

Don Filippo streichelte tröstend ihre zuckenden Wangen und sagte weich: „Armes Kind! Wenn die Dinge freilich so liegen, dann mußt du tapfer sein und ihn zu vergessen suchen. Die Madonna und die Heiligen werden dir beistehen, es zu überwinden. Du bist noch so jung. Der Schmerz wird vorübergehen."

„Nein, Nein! Nie werde ich ihn vergessen!" wehrte sich das schluchzende Mädchen verzweifelt. „Ihm will ich angehören und keinem anderen in der ganzen Welt!"

„Aber Kind, es geht doch nicht. Du sagst es doch selbst. Oder soll ich mit ihm darüber sprechen? Vielleicht kommt er doch über das alles hinweg, wenn seine Liebe so groß ist."

„Nein, nein, Don Filippo! Ihr kennt ihn nicht! Er ist so vornehm — und so fest in seinen Entschlüssen. — Nie würde er mich zur Frau nehmen!"

„Ja, mein liebes, armes Kind, dann mußt du dich doch in dein Schicksal finden!" Don Filippo fuhr sich mit seinem großen bunten Taschentuch ratlos über den kurzgeschorenen angegrauten Kopf und dann auch ganz schnell und verstohlen über die Augen, denn Carmela war ihm im Laufe der Jahre sehr ans Herz gewachsen.

Aber plötzlich sprang das schöne Mädchen auf, warf den Kopf mit einer wilden Bewegung in den Nacken und rief mit funkelnden Augen und bebend vor Leidenschaft: „Warum, warum soll ich auf mein Glück verzichten? Wenn ich nicht seine Frau werden kann, dann will ich so mit ihm leben! Nicht hier in Neapel; da wäre er seines Lebens keine Minute mehr sicher! Aber sonstwo in der Welt! Wohin er will, folge ich ihm, — als Modell, als Dienerin, als ..."

„Carmela!!" — Der Priester hatte es so streng und eindringlich gerufen, daß sie erschrocken innehielt. — — „Nun ist es genug! Jetzt schweige und höre zu, was ich dir auf deine Worte zu erwidern habe!" fuhr er in einem Tone fort, der keine Auflehnung duldete. „Ich habe mich in all den Jahren niemals eingehender mit dir über deinen Bruder unterhalten, weil ich dabei Dinge hätte erwähnen müssen, die dich verletzen könnten. Aber nun, da es so mit dir steht und solche Worte gefallen sind, nun muß ich auch einmal über Raffaele offen mit dir reden: Er und seine Genossen sind — das weißt du wohl selbst — große Sünder vor Gott, und sie werden einmal einen schweren Stand haben vor jenem letzten Gericht, vor dem wir alle einst unsere Taten werden verantworten müssen. Aber eines, mein Kind, wird zugunsten deines Bruders in die Waagschale fallen: das ist seine große Liebe, sein tiefes Pflichtgefühl, seine hingebende Sorge, die er dir, Carmela, seit seiner frühesten Kindheit entgegengebracht hat. Und diese sorgende Liebe war es auch, die ihn damals veranlaßt hat, dich zu mir zu bringen. Sieben Jahre ist es jetzt her, — da hat er hier vor mir gestanden; und niemals werde ich vergessen, wie dieser harte und rücksichtslose Übeltäter mir, von Sorgen um seine Zukunft verzehrt, sein Herz öffnete. Was einmal aus dir, Carmela, werden sollte, wenn ihm etwas zustieße, — diese bange Frage erfüllte ihn ganz. Die Vorstellung, daß du einmal, wie die meisten Mädchen deiner Umgebung, in die Hände eines Verführers fallen und schließlich auf die Bahn des Lasters geraten könntest, brachte ihn zur Verzweiflung; und sein heißester Wunsch war es, daß du einmal einen braven Gatten finden und für immer diesem Kreise von Verbrechen und Lastern entrückt werden möchtest, aus dem er für sich selbst keinen Ausweg mehr sah. Sein böser, harter Mund wurde damals weich, wie der eines hilfesuchenden Kindes, als er mich anflehte, meinen ganzen Einfluß aufzubieten, damit du ein braves und ehrenhaftes Mädchen bliebest. — Und nun willst du hingehen und deine Mädchenehre achtlos fortwerfen! — willst deinem Bruder, dieser unglücklichen und verirrten Seele, das Letzte rauben, was noch an edler Hoffnung und kostbarem Glauben in ihm lebt! — willst das letzte Licht in diesem düsteren Herzen auslöschen! — die letzte Brücke, die ihn noch mit einem höheren Menschentume verbindet, grausam abbrechen!? — Und bist du dir auch wohl klar darüber, was das Schicksal deines Liebhabers sein würde? Zum reißenden Tiere gemacht, würde Euch Raffaele aufspüren, wohin Ihr Euch auch immer flüchten mögt, — und furchtbare Rache an dem nehmen, der deine Ehre geraubt, — dein einziges Gut, das du besessen, Carmela! Und deine Schuld wäre es dann, wenn dein Bruder zur niedrigsten Stufe des Verbrechers, zum Mörder herabsänke!"

Das junge Mädchen war ganz in sich zusammengesunken und starrte verzweifelt und erschüttert vor sich hin. Don Filippo ließ seine guten, mitleidsvollen Blicke eine Weile schweigend auf ihr ruhen. Dann legte er seine Hand tröstend auf ihr Haupt und sagte weich. „So, mein Kind, das mußte ich dir sagen. Nun weißt du, welche furchtbar ernste Entscheidung in deine Hände gelegt ist. Geh nun nach Hause und denke über alles gut nach, — und bete, auf daß du nicht von neuem in Anfechtung fallest. — Und wenn der Herr Graf soweit hergestellt ist, daß ich ihn besuchen kann, dann werde ich mit ihm ebenso offen und rückhaltlos sprechen wie mit dir. Wer weiß, ob sich dann nicht noch alles zum Besten wendet. — So, nun Gott befohlen, mein Kind!"

Da erhob sich Carmela, beugte ihr tränenfeuchtes Antlitz demütig auf Don Filippos Hände und verließ dann eilig und wortlos vor Erschütterung sein Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn es aber doch regnet?

Kleine Groteske um einen neuen Schirm.

Von Annemarie Schäfer.

Luischen hatte zum Geburtstag einen neuen Schirm bekommen, einen wunderbar modernen, echt kunstseidenen, bunt-karierten Schirm.

Aber die Beglückte hat Pech. Immer, wenn sie das gute Stück mitnehmen will, regnet es, und immer muß dann der alte herhalten; darum steht der schöne noch nach Wochen funkelnagelneu im Kleiderschrank.

Endlich ist Luise auf einen raffinierten Trick verfallen: Sie putzt einfach die Fenster nicht mehr.

Das ist nämlich so: Immer, wenn sie die Fenster geputzt hat, regnet es. Wochenlang können die Scheiben grau und dreckig sein, dann scheint die Sonne. Hat man aber mit Müh' und Not die Fenster endlich blank, tja, dann klatscht es mit einer Ausdauer dagegen, daß man weinen könnte. So ist das nun einmal im Leben, und darum putzt Luischen jetzt einfach keine Fenster. Mag kommen was will; sie werden sehen, wer klüger ist: der Herr Wettermacher oder sie.

Und richtig: der liebe Petrus läßt sich überlisten. Gerade als die Fenster das Reinemachen dringend notwendig haben, schimmern zwischen dunklen Wolken blaue Fleckchen am Himmel. Es heitert sich auf. Und am anderen Tag ist der Himmel blau, wohin man sieht.

Am Nachmittag bewundert die Mutter ihr hochelegantes Luischen, wie es den neuen Schirm unter dem Arm hat, wie es so geht, als wäre diese Eleganz das Selbstverständlichste von der Welt. Unverständlich ist der Frau nur, daß die sonst so saubere und fleißige Tochter die schmutzigen Fensterscheiben nicht gesehen haben soll. Um dem guten Kinde eine Freude zu machen, holt die Mutter Schwamm und Leder und wischt die Scheiben blank.

Das hätte sie nicht tun dürfen!

Am Abend — das Mädchen ist gerade auf dem Weg nach Hause — geht ein Gewitterschauer nieder. Luise kämpft sekundenlang zwischen drei Entschlüssen. Soll sie in ein Kaffeehaus gehen, bis der Regen vorbei ist? Soll sie den guten Schirm aufspannen? Oder den vornehmen Mantel naß werden lassen? Viel Zeit zum Ueberlegen bleibt nicht mehr, darum schiebt sie rasch entschlossen das Geburtstagsgeschenk zwischen Mantel und Kleid und rennt heim . . .

Und da sieht sie dann die Bescherung: die glänzenden Fensterscheiben.

Aber das Unglück war nicht allzu groß. Dreißig Pfennige für den Kaffee sind gespart, der Mantel trocknet sich auf dem Bügel wieder in die alte Herrlichkeit zurück, und der Schirm bleibt in allen Farben leuchtend für schöne Sommertage erhalten.

So ist das Leben, und so ist das Wetter . . .

Der Ring im völkischen Brauchtum.

Von Heinrich Maria Tiede-Leipzig.

Wenn zwei Menschen den Bund für das Leben schließen, ist ihnen ein schmaler, goldener Reif Sinnbild des gemeinsamen Lebensweges. Solange Menschen über die Erde gingen und sich zu einer Kampfgemeinschaft fanden, die wir Ehe nennen, hatten sie ein Symbol für den Bund, den das Schicksal sie schließen hieß. So ist es nicht zu verwundern, das unser güldener Ehering eine lange und mit der Vergangenheit unserer deutschen Stämme und Sippen verschmolzene Geschichte hat.

Unser Ehering hieß einst „Verspruchsring". Mit der feierlichen Uebergabe dieses Ringes nahm der Germane Besitz von der ihm versprochenen Gefährtin. In dem feierlich gegebenen Versprechen lag die Größe der alten germanischen Ehegemeinschaft. Die junge Frau gelobte nicht allein Treue dem Ehekameraden, nein, auch der Sippe und dem Volke mußte Treue versprochen werden. Das Versprechen der jungen Frau anläßlich der Uebergabe des Ringes bezog sich auch darauf, der Sippe möglichst viele und gesunde Kinder schenken zu wollen. Ein Gelöbnis, das fast einzigartig in der Kultur- und Sittengeschichte alter Völkerschaften dasteht und so typisch deutsch ist, daß man sich wundert, wie ein solcher Brauch der Vergessenheit anheimfallen konnte.

Bei der Uebergabe des Ringes in Germanien mußte noch ein weiteres, sehr bezeichnendes Versprechen abgegeben werden, das nämlich: Besitz und Boden des Ehegatten unter Einsatz des Lebens mitzuverteidigen. So war der Ring so recht das äußere Zeichen der Schicksalsverbundenheit. Schon zum Zeichen der ersten Werbung schickte der Germane dem geliebten Weibe wertvollen Schmuck. Reife und Ringe waren die beliebtesten Formen. Arm-, Bein-, und Halsringe, die in Ausführungen hergestellt wurden, die dem Römer Tacitus Bewunderung entlockten, gehörten auch zum Schmuck der germanischen Braut. Der Fingerring aber blieb dem Bunde vorbehalten, den wir heute noch die Kameradschaft für das Leben nennen. Er war zu heilig, dieser schmale Reif, als daß er als gewöhnlicher Tand- und Schmuckgegenstand in Betracht kam.

Von Tacitus ist uns überliefert, daß tapfere germanische Kriegerstämme im Kampf eiserne Fingerringe trugen. Dieser eiserne Ring des Kriegers war nicht Schmuck, sondern Sinnbild der Treue im Kampf. Erst dann durfte der eiserne Ring vom Finger des Mannes genommen werden, wenn der Feind des Stammes endgültig vernichtet war. Der Ring durfte auch vor dem Sieg nicht mit dem güldenen Ehereif vertauscht werden.

Ringformen dienten im frühen Germanien gelegentlich auch als Mittel gegen Krankheiten und Dämonen. So wurden Ringe aus Bernstein bei Stämmen des Ostens als Helfer gegen Zahnschmerzen und andere Leiden angesehen, und Händler brachten diese Zaubergeräte sogar bis zu den römischen Legionen. Doch war der Ring in erster Linie immer Sinnbild der Treue. In allen deutschen Sagen, in den Liedern der Edda und der Nibelungen finden wir das bestätigt.

So ist der Ring bis in unsere Zeit hinein Sinnbild der Treue geblieben.



Lustige Ecke



Affenjagd in Newyork.

Sappho war ein gar possierlicher schwarzer Affe, den Frau Barley in ihrer Newyorker Wohnung als zutrauliches Haustier schon seit Jahren gehalten hat. Sappho bekam Lust, einen Ausflug zu machen. Und weil gerade schönes Wetter war, und das Stubenfenster aufstand, nahm er keinen Anstand, herauszuklettern und auf den Bäumen der Nachbarschaft herumzuturnen. Das gab eine große Aufregung in der Straße! Schließlich wurde die Polizei geholt, und eine Hetzjagd von zwölf Polizisten auf den kleinen Flüchtling aus den brasilianischen Wäldern begann. Die „Bobbies" waren flink, sie setzten über Gitterzäune, kletterten auf die Baumstämme, schwangen sich von Ast zu Ast, verloren den Helm, schwitzten. Sappho war flinker. Beinahe, beinahe . . . ., und wieder war er weg. Das ging eine geraume Zeit, und die Stimmung der stark beanspruchten „Bobbies" war, zumal zahlreiche Zuschauer grienten, nicht gerade rosig. Sappho war einfach nicht zu kriegen, mit Gewalt wenigstens nicht. Aber als die Magd der Frau Barley ihm lockend eine goldgelbe Banane aus dem Fenster entgegenhielt, kam er vergnügt an. Sein Nachmittagsausflug war zu Ende, und in seinem Käfig fraß er in Gemütsruhe seine „wohlverdiente" Banane auf.

Trinker sollen tätowiert werden.

In Texas (USA) hat jetzt ein Richter bei der Legislatur eine Vorlage eingereicht, die bestimmt, daß alle Personen, die im Staate Texas der Trunksucht überführt wurden, dadurch gekennzeichnet werden, daß ihnen auf beide Handrücken ein „H" tätowiert wird. Sie sind damit, wenn sie zu einem Glas greifen, sofort erkennbar, und die Schankwirte dürfen ihnen keine alkoholischen Getränke verkaufen. Übertretungen sollen mit Geldstrafen von 10 bis 50 Dollar geahndet werden.

Ein Riesenbergkristall.

Der größte und schönste Bergkristall, den die Welt bisher kennt, ist dieser Tage im Ural-Gebirge gefunden worden. Er wiegt 500 Kilogramm, und es machte große Mühe, ihn vom Gestein loszubrechen. Man lud ihn auf ein Lastauto, um ihn nach Moskau zu transportieren.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.